



Christine
Lehmann

Das Geheimnis
des
Rabenhofs

Roman

Weltbild

Das Geheimnis des Rabenhofs

Christine Lehmann

Christine Lehmann, geboren 1958 in Genf, wuchs in Stuttgart auf. Heute pendelt sie zwischen ihrer Heimatstadt und Wangen im Allgäu. Christine Lehmann ist Nachrichtenredakteurin beim SWR und schreibt seit vielen Jahren erfolgreich in den verschiedensten Genres – von Krimis und historischen Romanen über Jugendbücher bis zu romantischen Liebesgeschichten. Außerdem arbeitet sie an verschiedenen Sachbüchern und Hörspielen. Mehr Informationen über Christine Lehmann finden sich auf ihrer Website: www.christine-lehmann.blogspot.de

Christine Lehmann

Das Geheimnis des Rabenhofs

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2018 by dotbooks GmbH, München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de; Trevillion Images,
Brighton (© Buffy Cooper)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-897-1

Kapitel 1

Das Handy klingelte. Miriam legte den Rotstift in das offene Diktatheft, ihr Blick fiel aus dem Fenster auf das Städtchen im Tal zwischen bewaldeten Hängen, dessen weiße Fachwerkhäuser sich um den runden Wehrturm und den Treppengiebel des Rathauses scharten. Ein paar Buchen zwischen den dunklen Fichten waren bereits gelb. Hier oben auf der Alb war es immer – wie man so sagte – einen Kittel kälter als im Neckartal.

Sie schaltete das Handy frei. »Kerner.«

»Entschuldigen Sie die Störung. Ich bin die Mutter von Volker ...«

Miriam ging im Kopf die Namen durch, die auf den Diktatheften standen. »Ja, Frau Baumann?«

»Ich glaub', da isch ebbes passiert. Heiko müsste längst bei uns zum Essen sein. Freitagabend kommt er immer zu uns, weil da arbeitet seine Mutter doch bis acht. Und jetzt sagt mir Volker gerade, Tido und Heiko hätten sich heute früh in der Schule verabredet, zur Mondscheinhöhle zu gehen.«

Miriam blickte auf die Uhr. In zwei Stunden würde es stockfinster sein. »Haben Sie die Polizei verständigt?«

»So ein Rettungseinsatz kostet doch immer ein Heidengeld, und nachher ist nix. Weshalb ich Sie anrufe ... Sie haben doch sicher die Telefonnummer von Tido. Wenn Heiko bei ihm wäre und nur die Zeit vergessen hätte, dann wäre ja alles in Ordnung.«

Unwillkürlich fiel Miriams Blick in das aufgeschlagene Diktatheft auf dem Tisch am Fenster. Es wimmelte nur so von Rot. Das war schon keine glatte Sechs mehr, sondern eine Sechs minus oder Sieben. In den wenigen Wochen, die sie die Klasse 4b der Grund- und Hauptschule Trochtelfingen jetzt unterrichtete, hatte sie bereits festgestellt, dass Tido überall schlecht war, außer in Turnen, Zeichnen oder wenn es um Tiere ging. Er war ein stiller, schmaler Junge mit dunklem Haarschopf und in sich gekehrtem Blick, immer ernst. »Sie haben Tido Grote in der Klasse«, hatte Rektorin Obermann ihr zwischen Tür und Angel erklärt. »Über den müssen wir uns mal unterhalten. Ich hoffe einstweilen, Sie fühlen sich wohl an unserer Schule. Mit Stuttgart ist Trochtelfingen natürlich nicht zu vergleichen. Aber es ist ja auch nur für ein Jahr.«

»Ich habe die Nummer der Grotes nicht hier«, antwortete Miriam Frau Baumann.

Das Schulsekretariat war um diese Zeit wohl auch nicht mehr besetzt. Sie hätte sich gleich ein privates Telefonbüchlein mit den Nummern ihrer Schülerinnen und Schüler anlegen sollen, aber es war ihre erste eigene Klasse und sie hatte noch so viel anderes zu bedenken und zu organisieren gehabt. Eine Bleibe finden zum Beispiel. Die kleine Dachgeschosswohnung in der Neubausiedlung am Hang über Trochtelfingen war noch nicht mal richtig eingerichtet. Unter die schrägen Wände passten keine konventionellen Bücherregale. Ihr Unterrichtsmaterial musste sie sich aus den Bücherkartons zusammensuchen.

»Aber Sie wissen doch, wo Grote wohnt«, insistierte Frau Baumann. »Ach nein, das können Sie ja nicht wissen. Sie

sind ja neu hier. Da fahren Sie Richtung Steinhilben. Das wissen Sie doch, wo das ist, gell? Es ist das Haus links am Waldrand. Können Sie gar nicht übersehen.«

Miriam fragte sich stumm, warum Volkers Mutter nicht selbst dorthin fuhr. Doch die Antwort kam prompt: »Ich kann jetzt leider nicht weg. Das Essen steht auf dem Herd, und mein Mann kommt gleich. Aber wenn dem Heiko was passiert wär', dann könnte ich mir nie verzeihen, wenn wir nicht nachgeschaut hätten.«

Miriam bedankte sich etwas verwirrt und versprach, sich um die Angelegenheit zu kümmern.

Nur wie? Sollte sie wirklich bei den Grotes aufkreuzen, um sich zu erkundigen, ob ihr Schüler Heiko Eichele dort war? Und wenn nicht? Sie hatte keine Ahnung, wo sich die Mondscheinhöhle befand. Sie wusste zwar, dass im Prinzip die ganze Schwäbische Alb unterhöhlt war, aber dass sich so eine Höhle hier in der Gegend befand, hatte sie in keinem der Reiseführer gelesen, die sie hastig studiert hatte, als sie zwei Wochen vor Schulbeginn erfuhr, dass sie für ein Jahr eine Schwangerschaftsvertretung in Trochtelfingen machen würde. Miriam seufzte. So ein Job als Grundschullehrerin in einem Dorf auf der Alb hatte seine Tücken, das hatte sie schon geahnt, aber dass sie gleich nach einem Kind würde suchen müssen, ohne von der Örtlichkeit mehr zu kennen als den Dorfkern, das Rathaus, den Hohen Turm und die Schule, das hatte sie nicht erwartet. Oliver hatte sich bislang geweigert, sie am Wochenende zu besuchen, also war sie stets nach Stuttgart gefahren, statt die Gegend zu erkunden.

Sie schlüpfte in Sneakers und Wetterjacke, brachte Geldbeutel und Handy in den Jackentaschen unter, nahm den

Autoschlüssel und eilte das Treppenhaus hinunter. Es war ein neues Haus am Hang nördlich über Trochtelfingen, in dem sie unterm Dach ihre Einzimmerwohnung mit Küchenzeile und Bad gefunden hatte. Wenigstens mit dem Parken hatte man hier kein Problem. Ihr blauer Lupo stand direkt vorm Haus am Rinnstein. Sie fuhr den Hang hinunter auf den weiß im Sonnenlicht strahlenden Ortskern zu, passierte die Schulgebäude und bog nach links gen Osten ab. Die Bundesstraße führte durch das Tal direkt an Trochtelfingen vorbei. Auf der anderen Seite erhoben sich bewaldete Hügel, aus denen hin und wieder dunkelgraue, bemooste Kalkfelsen ragten, brüchiger Muschelkalk aus der Zeit, da die Jurameere die Schwäbische Alb bedeckten. Trockene Wiesen und steinige Äcker drängten die düsteren Fichtenforste und gelblichen Buchenwälder auf die Hügelkuppen zurück. In Schründen, die kein Traktor befahren konnte, standen Buschinseln. So steinig waren die Äcker hier, dass man das Land »des Teufels Schädeldecke« nannte. Schneeberg, Drachenstein, Lippertshorn oder Degelbuch hießen die Hügel.

Nach anderthalb Kilometern auf der schmalen Landstraße fiel Miriam links jenseits einer freien Talsenke am Waldrand ein Anwesen auf, dessen Dächer rot im Abendlicht leuchteten. Das musste es sein. Sie bog auf einen Feldweg ab. Die gelbweißen Jurakalksteine klackten unter den Reifen. Der Gebäudekomplex, auf den sie zuhielt, musste einst ein Aussiedlerhof gewesen sein, besaß aber nicht mehr die typischen Silotürme solcher Höfe. Und das Land drum herum war nicht bewirtschaftet. Ein großer, langgestreckter ehemaliger Stall, über dessen gemauertem Untergeschoss sich eine

Scheune aus fast schwarzem Holz erhob, sperrte das Anwesen gegen den Fichtenwald ab. Links stand ein gemauerter Schuppen, und auf der anderen Seite der Scheune ragte ein altes schmuckloses Bauernhaus steil in den blauen Himmel, dessen Wetterseite mit weiß gestrichenen Schindeln verkleidet war. Davor trotzte ein Nussbaum dem rauhen Klima.

»Palläntologe«, hatte der neunjährige Tido geantwortet, als Miriam ihre Schülerinnen und Schüler nach dem Beruf des Vaters gefragt hatte. Alle hatten gelacht.

»Ah, Paläontologe«, hatte Miriam vorsichtig korrigiert. »Weiß jemand, was das ist?«

»Er baut Dinosaurier«, hatte Tido erklärt. Und wieder hatten alle gelacht. Dinosaurier baute man doch nicht. Die machte man mit dem Computer. »Doch«, meinte Tido. Die seines Vaters stünden im Naturkundemuseum in Stuttgart und überall auf der Welt.

»Dann könnten wir doch alle einmal nach Stuttgart fahren und deinen Vater im Museum besuchen«, hatte Miriam vorgeschlagen.

Daraufhin hatte Tido nur kurz, aber bestimmt den Kopf geschüttelt. »Er hat seine Werkstatt daheim.«

Sie stellte ihren Wagen neben einem roten Mini ab, der vor den geschlossenen Schuppentoren stand, und stieg aus. Wie still es hier war! So still, dass kleine Geräusche ganz groß wurden: das Summen des Windes im Wald, das Knirschen von Steinchen unter den Schuhsohlen. Ihr kam es so vor, als könnte man das Knistern der Abendsonne auf dem Scheunenholz hören oder das Vorbeiziehen der Wölkchen am Himmel. Der alte Stall hatte neue Fenster, von denen zahlreiche offen standen. Übers Dach rieselten die gelben

Blättchen einer Birke, die am Waldsaum hinter dem Gebäude stand. Miriam wandte sich dem Haus zu. Die Schindeln waren von Westwind und Regen gezeichnet. Neben der Tür lehnte ein Kinderfahrrad an der Wand.

Doch kaum hatte sie zwei Schritte über den Hof gemacht, da gellte ein Schrei durch die Stille. Miriam duckte sich unwillkürlich. Keine Sekunde zu früh, denn von irgendwoher schoss ein großer schwarzer Vogel knapp über ihren Kopf hinweg, erhob sich mit ein paar Flügelschlägen in die Höhe, überschlug sich in der Luft und stürzte wie ein Stein erneut auf sie herab. Miriam riss einen Arm hoch und sprang beiseite. Noch nie war ihr ein Rabe so nahe gekommen. Hackten sie nicht ihren Opfern die Augen aus? Oder gehörte das ins Reich der Ammenmärchen?

Jetzt kam der Rabe im Tiefflug auf sie zu. Doch mitten im zweiten Angriff schwenkte er ab und flog aufs Dach. Miriam sah genau unter dem Raben, der auf dem First landete, einen Mann in der halb offenen Haustür stehen. Ihr war auch, als habe sie eben einen Pfiff gehört.

Der Mann war vielleicht Mitte 30, mittelgroß und schlank, trug abgewetzte und mit weißlichem Kitt befleckte Jeans und ein Sweatshirt von undefinierbarem Graubraungrün, das unter eingetrocknetem Leim oder Gips litt. Er hatte die Ärmel hochgeschoben und eine Hand auf die Klinke gelegt. Die waagrecht einfallende Abendsonne verwandelte die Härchen auf seinem kräftigen Arm in Goldflieder. Sein stoppelkurzes Haupthaar leuchtete wie auf dem Feld geknicktes Stroh, unter das sich bereits dunklere Töne mischten. Eine sonderbare Stille lag in der Haltung des Mannes, in seinem schmalen Gesicht mit dem kräftigen

Kinn und den fest geschlossenen Lippen und in den Augen von der Farbe von Regenwolken.

Miriam wagte einen weiteren Schritt auf die Haustür zu und wollte eben den Mund aufmachen, um sich vorzustellen, als der Rabe lautstark krächzend auf die Dachrinne herabflatterte.

»Ist das Ihr Vogel?«, fragte Miriam ungewollt entrüstet.

Ein winziges Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln.

»Das könnte man so sagen, ja.«

»Er hat mich angegriffen.«

»Aber nein, er will nur spielen. Kolkraben sind ziemlich verspielt.«

Miriam hatte das fatale Gefühl, dass der Mann mit der ruhigen und leisen Stimme sich über sie lustig machte, und antwortete ungehaltener, als es eigentlich ihre Art war: »Wenn Sie sich einen Raben als Wachhund halten, sollte Ihr Sohn aber wissen, dass man Rabe nicht mit zwei a schreibt.«

Der Mann zog die Brauen hoch.

»Sie sind doch Herr Grote, nicht wahr?«

»Dann sind Sie wohl Tidos neue Klassenlehrerin. Frau ... äh ...«

»Kerner.«

Wenn er zum Schulanfangselternabend gekommen wäre, hätte er es gewusst. Aber diese Bemerkung verkriecht Miriam sich. Offenbar hatte es auch Tido bislang nicht für nötig gehalten, ihren Namen daheim zu erwähnen. Sie kämpfte gegen den Wind, der ihr von hinten die langen kastanienbraunen Haare ins Gesicht wehte, und gegen ihre eigene Unsicherheit im Umgang mit den Eingeborenen auf der Alb.

»Angenehm«, sagte Grote. Es klang, als würde ihr Name bald wieder dem Vergessen anheimfallen. »Aber jetzt habe ich keine Zeit. Wenn Sie mit mir über Tidos schulische Leistungen sprechen wollen, dann komme ich besser zu Ihnen in die Sprechstunde.«

»Oh nein, deshalb bin ich nicht hier. Es geht um etwas anderes. Die Mutter eines Mitschülers von Tido hat mich eben angerufen. Die Mutter von Volker ...«

Grote nickte.

»Heiko kommt freitagabends anscheinend immer zu den Baumanns zum Abendessen, weil seine Mutter bis 20 Uhr arbeitet.«

»Bei Mode Hipp, ja«, sagte er.

»Aber heute ist Heiko nicht gekommen. Und nun hat Frau Baumann Angst, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte. Er soll zusammen mit Tido zur Mondscheinhöhle gegangen sein.«

»Das kann nicht sein«, antwortete Grote schnell. Im immer noch verschwenderisch strahlenden Abendlicht konnte Miriam deutlich die Veränderung sehen, die mit dem Mann vor sich ging. Seine fast herausfordernde Ruhe verschwand, ein gespannter Zug trat in sein Gesicht, und die Knöchel seiner Hand auf der Klinke wurden weiß. »Tido war den ganzen Nachmittag hier. Zumindest die letzten zwei Stunden.«

»Könnte ich mal mit ihm sprechen?«

»Wozu?«

Miriam schluckte ihr Befremden herunter. »Nun, eigentlich wollte ich nur fragen, ob Heiko hier ist. Aus Ihrer Reaktion schließe ich, dass er es nicht ist. Aber vielleicht weiß

Tido, wo er sein könnte. Ich möchte einfach nur ausschließen, dass Heiko ...«

Sie unterbrach sich, denn in diesem Augenblick erschien Tido neben seinem Vater in der Tür. Grote legte wie schützend – oder wie warnend – die Hand auf die Schulter des Jungen. Gegensätzlicher konnten Vater und Sohn kaum sein: So blond, grauäugig und athletisch der eine, so schwarzhaarig, kohleäugig und zierlich der andere. Beide allerdings gleich ernst und reserviert, eigentlich abweisend.

»Ich habe Heiko und Volker gesagt, dass man nicht reinkann in die Mondscheinhöhle«, sagte Tido mehr zu seinem Vater hinauf als zu Miriam. »Dazu braucht man das ganze Schachtgeraffel.«

»Was?«

»Ausrüstung und Seile«, sagte Grote knapp.

»Wart ihr denn bei der Höhle?«, erkundigte sich Miriam an Tido gewandt.

Der Junge schüttelte heftig den Kopf. »Aber es könnte schon sein, dass Volker und Heiko hingegangen sind.«

»Und wo ist diese Höhle?«

»Am Lippertshorn«, antwortete Tido.

»Eine Dreiviertelstunde zu Fuß von hier«, ergänzte Grote widerstrebend und deutete mit einer kurzen Kopfbewegung zum Wald.

»Könnten wir dann nicht mal schnell ...? Ich meine, sollte man nicht mal nachschauen gehen? Falls da doch etwas passiert ist?«

Miriam sah, dass Tido neben seinem Vater betreten zu Boden starrte. In den Tiefen des Hauses begann ein Telefon zu klingeln.

»Rufen Sie die Höhlenrettung in Göppingen an«, sagte Grote. »Die Nummer ist auf jeder Polizeidienststelle bekannt.«

Im Haus klingelte immer noch das Telefon. Allerdings hörte Miriam jetzt eilige Schritte eine Treppe hinabpoltern.

»Aber ... aber Sie kennen sich doch hier aus«, sagte Miriam erregt. »Es wird bald dunkel. Und Heiko braucht vielleicht schnell Hilfe.«

»Haben Sie nicht gehört, was Tido gesagt hat? In die Mondscheinhöhle kann man nicht einfach reinspazieren. Man muss sich abseilen. Ich ... ich kann Heiko nicht helfen. Gehen Sie zur Polizei.«

In diesem Augenblick ging die Sonne hinter einer bewaldeten Anhöhe im Westen unter. Auf einmal lag der eben noch heitere und helle Hof in kaltem Schatten. Und Grote schien einfach in der Tür verschwinden zu wollen.

»Feigling!«, entfuhr es Miriam.

Der Mann erstarrte. Tido drehte sich auf dem Absatz um und tauchte in den dunklen Flur ab.

»Entschuldigung«, stammelte Miriam, selbst zu Tode erschrocken über ihren ungerechtfertigten Ausbruch.

»Leif!«, rief da eine Frau aus dem Haus. »Telefon für dich.«

Leif Grote warf Miriam einen kurzen, schwer definierbaren Blick zu, ließ die Klinke los, drehte sich um und verschwand. An seiner Stelle erschien eine junge Frau und streckte Miriam freundlich lächelnd die Hand hin. »Hallo, ich bin die Diana.«

»Miriam Kerner, die Klassenlehrerin von Tido. Guten Abend.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen. Mit Tidos Rechtschreibung steht es ja nicht zum Besten.«

»Es hält sich gerade noch so im Rahmen für einen, der gerade die dritte Klasse hinter sich hat. Aber im Lauf dieses Jahres muss das besser werden.«

»Ich übe ja auch schon mit ihm Diktat.«

Ein offenes Lächeln lag auf Dianas hellem Gesicht, in dem ein Paar blauer Augen glitzerte. Ihr kräftiges schulterlanges Haar hatte die weißgelbe Farbe von Kalkstein bei Regen. Und eines schien Miriam absolut sicher: Tido konnte nicht der Sohn dieser beiden blonden Menschen sein. Entweder war Leif Grote nicht sein Vater oder Diana nicht seine Mutter.

»Wollen Sie nicht reinkommen?«, sagte Diana. »Ich habe gerade Kaffee gemacht.«

»Vielen Dank, aber ich habe keine Zeit. Ich bin auf der Suche nach einem meiner Schüler. Er wird vermisst.«

»Wer denn?«

»Heiko Eichele.« Miriam zog ihr Handy aus der Jackentasche. »Aber vielleicht ist er ja inzwischen wieder aufgetaucht. Ich hatte nur fragen wollen, ob Heiko bei Tido ist.«

»Nein, ist er nicht. Aber vielleicht war er heute Nachmittag hier. Ich bin auch erst vor einer Stunde aus dem Büro gekommen.« Sie wandte sich in den Flur um. »Leif, war Heiko ...?«

Aber sie kam nicht dazu, die Frage zu stellen, denn auf einmal erschien Leif Grote neben ihr in der Tür und sagte, ohne auf Diana zu achten: »Frau Kerner, fahren Sie nicht weg! Ich komme gleich wieder. Warten Sie hier!«

Und schon war er wieder verschwunden. Miriam hörte ihn eine Treppe hinaufstürmen.

»Du meine Güte!«, rief Diana. »Es wird doch nicht um Heiko gehen. Das war nämlich eben die Rettungsleitstelle in Göppingen am Telefon. Und wenn die Leif anrufen, dann ... dann muss schon alles zu spät sein. Er kann das nämlich eigentlich nicht mehr machen, wegen seines Knies, wissen Sie. Es ist immer noch nicht wieder ganz in Ordnung nach dem Unfall.«

»Was kann er nicht mehr machen?«

»Diese Höhlenrettungseinsätze.«

Miriam konnte sich nicht erinnern, jemals so perplex gewesen zu sein. Auf einmal tat ihr der »Feigling« gar nicht mehr leid. Was für eine Unverfrorenheit, sie zur Polizei zu schicken, wenn er selbst auf der Telefonliste der Höhlenrettung stand. Brauchte dieser arrogante Bursche erst den Anruf seiner Leitstelle, um dem Mädels aus der Stadt zu glauben, dass da wirklich in seinem Revier ein Kind in Not war?

»Dann werde ich jetzt mal schnell Frau Eichele anrufen«, sagte Diana. »Die weiß womöglich noch gar nichts.«

Auf einmal war auch sie im Flur verschwunden. Der Rabe ließ sich von der Dachrinne plumpsen, breitete die Flügel aus und segelte durch die offene Tür ins Haus.

Kapitel 2

Miriam wanderte langsam über den Hof auf ihr Auto zu und öffnete die Zentralverriegelung. Kurz darauf stürzte Grote aus der Haustür und kam in großen Schritten über den Hof. Über dem Arm trug er einen blauroten wasserdichten Overall, über der Schulter eine Sporttasche und in der Hand ein Paar leichter Bergstiefel.

»Sie müssen mich chauffieren«, sagte er. Dabei blickte er ihr so unverfroren direkt in die Augen, als habe er nicht vor fünf Minuten noch behauptet, er könne Heiko nicht helfen, denn für die Mondscheinhöhle brauche man eine Ausrüstung. »Der Vorstoßtrupp der Höhlenrettung Engstingen sitzt im Bus auf dem Weg zu einer Wochenendfortbildung im Nordschwarzwald«, fuhr er fort, während sie sich hinters Lenkrad setzte und er auf der anderen Seite einstieg, die Beifahrertür zuzog, den Knopf für den elektrischen Fensterheber suchte und das Fenster runterließ. »Und ehe man den Trupp zurückruft, will die Leitstelle Klarheit, ob der Junge wirklich in der Mondscheinhöhle steckt.«

Nichts anderes hatte sie vorhin auch gewollt.

»Wir fahren von Nordosten an die Höhle heran. Das geht am schnellsten. Ich sage Ihnen, wie Sie fahren müssen.«

Miriam verkniff sich alle Fragen, die ihr auf der Zunge lagen, und fuhr über den Feldweg auf die Straße und von dort südöstlich um das ausgedehnte Waldgebiet herum. Immerhin wurde ihr schnell klar, warum Leif Grote wollte, dass sie fuhr. Er hatte offensichtlich noch einiges zu tun. Zunächst

einmal stattete er die LED-Lampe am Helm und eine Handlampe mit frischen Batterien aus. Dasselbe tat er mit zwei Funkgeräten. Dann überprüfte er, immer wieder hochblickend und ihr den Wegweisend, Seile, Leinen, Longen, Gurte, Steigklemmen und Schraubkarabiner, die wohlgeordnet in seiner Tasche untergebracht waren. Und schließlich begann er, sich den Schlaz, den rot-blauen Overall, über die Jeans und den Sweater zu ziehen, was im Auto ziemlich unbequem war.

Seinen knappen Anweisungen folgend, bog Miriam irgendwann nach links in den Wald ein. Zwischen den Bäumen war es bereits dunkel. Sie schaltete die Scheinwerfer ein und fragte sich, wann sie mit ihrem Kleinwagen auf den immer enger werdenden Waldwegen stecken bleiben würde. Graue Kalkfelsen sprangen in den Scheinwerfer. Die Fichten standen undurchdringlich. In mancher Biegung hatte sich dick Laub angesammelt. Mit klammen Fingern – des offenen Seitenfensters wegen – versuchte Miriam, den Lupo in der Spur zu halten. Sie schaukelte einen Hohlweg hinauf, schlitterte in eine Biegung und kam gerade noch rechtzeitig zum Stehen. Vor ihnen leuchteten die Rücklichter eines stehenden Geländewagens der Polizei.

In seinem Standlicht sah Miriam Gestalten den Waldweg hinaufziehen. Sie erkannte die Lederjacken eines älteren und eines jüngeren Polizisten und eine Frau in Rock und Strickjacke. Leif Grote war mit seiner Tasche schon halb am Polizeiwagen vorbei, ehe sie den Wagen abgeschlossen hatte. Sie hetzte hinterher und kam an, als der ältere Polizist sich gerade umwandte und Grote auf die Schulter klopfte.

»So, Leif, hat's dich auch wieder mal erwischt?«

»Abend, Heinz«, antwortete Grote.

»Und Sie«, sagte der Polizeihauptmeister, »Sie sind dann wohl die neue Lehrerin. Mein Sohn geht auch zu Ihnen, der Jörg.«

»Ah, der Jörg«, sagte Miriam. »Jörg Rehle.«

»Und Sie kennen sich?«, wandte sich Polizeihauptmeister Rehle an die junge Frau in Rock und Strickjacke. »Das ist Heikos Mutter.«

»Hallo, Frau Eichele.« Miriam schüttelte eine schmale eiskalte Hand.

»Na, dann schau'mer mal«, sagte Heinz Rehle.

Inzwischen waren sie auf einer kleinen Lichtung angekommen. Ein schwerer Fels, in dessen Schründen Gebüsch wucherte, ragte in den noch lichten rotblauen Himmel hinauf. Doch an seinem Fuß herrschte Nacht. Im Schein zweier starker Taschenlampen leuchtete der Kalkfels weißlich auf. Die Lichtkreise blieben an einem blauen Kinderfahrrad hängen, das unter einem Baum lag.

»Heikos Fahrrad«, rief die Mutter. »O Gott, Heiko! Heiko, wo bist du? Sag doch was!« Sie rutschte mit ihren Pumps auf einem Stein aus, und Miriam griff ihr rasch unter den Arm. Sie hätte gern etwas Tröstliches gesagt, aber sie wusste nicht, ob hier Beruhigungsfloskeln angebracht waren. Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass Heiko noch lebte?

Der jüngere der beiden Polizisten teilte unterdessen mit den Händen ein Gebüsch am Fuß des Felsbrockens, hinter und über dem ein Wald ins Dunkel stieg. »Hier ist es«, meldete er und ging auf die Knie, leuchtete in ein Loch, das Miriam gar nicht erkennen konnte, so klein war es, und

sagte: »Zu sehen isch nix.« Dann beugte er sich vor und schrie: »Heiko! Bist du da unten?«

»Lassen Sie mich«, drängelte Frau Eichele. »Heiko!«

»Scht!«, machte Miriam. Im Augenwinkel sah sie, dass Leif Grote seine Tasche am Fuß einer Buche abstellte, sie öffnete und anfang, sich Ellbogen- und Knieschützer über den Schlaz zu streifen. Dann legte er die Handlampe auf die Tasche und begann, sich ein kompliziertes Gewirr von Gurten, Leinen und Apparaten anzulegen.

»Hörst du was?«, erkundigte sich Heinz inzwischen bei seinem Kollegen.

»Heiko!«, schrie die Mutter.

»So hör i nix«, sagte der Polizist.

»Mein Gott, stehen Sie nicht so dumm rum. Tun Sie doch was! Steigen Sie runter.«

»Nur ruhig, junge Frau«, sagte Heinz. »Hektik bringt auch nix. Der Leif isch der Beste, den wo es gibt. Des wird scho'.«

Währenddessen hatte sich der jüngere Polizist noch einmal in den Höhlenmund gebeugt, gerufen und gelauscht. Er stand kopfschüttelnd auf.

Leif Grote war mittlerweile dabei, im schattenreichen Licht seiner Handlampe mit einem Achterknoten eine Schlaufe ins Seilende zu knüpfen. Die Konzentration, mit der er daraufhin das ganze Seil durch die Hand zog – um auszuschließen, dass es verdreht war – und in Schlaufen auf die Tasche legte, musste für Außenstehende aufreizend langsam wirken. Fast so, als trödle er.

Miriam trat zu ihm unter den Baum ... und erschrak. Es mochte ja sein, dass das gespenstische Licht der Lampe ei-

nen Menschen leichenblass machte, aber Leif Grote war nicht nur blass. Sein Gesicht war schweißbedeckt, er atmete schwer, seine Hand zitterte, und er wankte.

»Kann ich was helfen?«, sprach Miriam ihn an.

Er fuhr zusammen, blickte erschrocken auf und schüttelte den Kopf.

»Was ist los mit Ihnen?«

Leif stützte sich mit einer Hand am Baum ab. »Ich ... ich kann nicht runter. Ich dachte, es ginge vielleicht. Aber es geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich ... ich kriege Platzangst. Ich bin klaustrophobisch.«

Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, hätte Miriam wohl Mühe gehabt, sich das Lachen zu verbeißen. Ein Höhlenretter, der unter Klaustrophobie litt, der in engen Räumen Panik bekam. Aber weil die Lage so ernst war, suchte sie sofort nach einer Lösung.

»Soll ich ...? Soll ich hinuntersteigen?«, fragte sie.

Er atmete aus. »Können Sie das denn?«

»Ich habe Sport studiert und freies Klettern gemacht. Ich kenne mich zumindest mit Seilen und Karabinern aus. Und ich weiß, wie man sich kontrolliert abseilt.«

Leif schüttelte kaum merklich den Kopf. »Eine Höhle ist etwas anderes als eine Felswand. Die Schächte sind eng. Und Sie müssen am Seil auch wieder hochklettern. Können Sie mit Steigklemmen umgehen?«

»Wenn Sie es mir erklären.«

Er schüttelte wieder den Kopf. Doch sein Atem war mittlerweile deutlich ruhiger. »Das Steigen am Seil muss man üben. Und der Einstiegsschacht der Mondscheinhöhle ist so

eng, dass ich Sie nicht aus dem Seil retten könnte. Nein, ich fürchte ... ich muss selbst ...«

»Aber wenn es nicht geht?«

»Es wird schon gehen. Es muss!«

Der kurze und leise geführte Wortwechsel hatte ihn offensichtlich wieder etwas beruhigt. Er setzte den Helm auf, zog sich die Handschuhe an, zog die Klettverschlüsse am Handgelenk fest, packte das Seil und schritt auf den Felsen zu. Vermutlich bemerkte nur Miriam, wie unsicher sein Schritt war. Die anderen sahen nur den Experten, der Heinz eines der beiden Funkgeräte gab und sich das andere ans Brustgeschirr steckte, dann am Höhlenmund in die Knie ging und die Schlaufe am Seilende mit einem Schraubkarabiner in den Haken einhängte, der in den Fels zementiert war. Dann hakte er sogar noch einen zweiten Karabiner in Schlaufe und Haken. *Eine Sicherheitsmaßnahme wie im Lehrbuch*, dachte Miriam. Sie schaute zu, wie er das Seil durch ein längliches blaues Gerät führte, das vorn an seinem Sitzgurt hing: der Abseiler. Miriam kannte die sogenannten Abseilachter – Metallösen, um die man das Seil so schlang, dass die Reibung half, die Abfahrt zu bremsen. Zur Not tat es auch ein stabiler Flaschenöffner. Aber Leifs Abseiler war ein ausgeklügeltes mechanisches Gerät mit Hebel und Notbremseinrichtung.

Sie musste sich eingestehen, dass sie nicht gekonnt hätte, was er nun tat. Zumindest hätte es sie enorme Überwindung gekostet, sich mit den Füßen voran in ein dunkles Loch am Fuß eines gewaltigen Felsens zu zwängen, ohne zu wissen, wo ihre Füße wieder Halt finden würden.

Bekommen beobachtete sie, wie Leif sich auf den Waldboden

niederließ und sehr langsam die Beine ins Loch schob. Er achtete peinlichst darauf, dass sich keine Erde oder Steine vom Höhlenmund lösten und in die Tiefe fielen. Sie hätten den, der da unten war, verletzen oder irritieren können. Auch daran hätte sie selbst nicht gedacht.

Als er bis zur Hüfte im Höhlenmund steckte, drehte er sich halb um, stützte sich mit der linken Hand ab und schob die Hüfte durch den Spalt. Erst dann drehte er sich auf den Bauch und ließ sich langsam in die Tiefe, wobei er mit der Hand, die im Handschuh steckte, den Abseiler schützte, damit keine Erde und Steinchen hineingerieten. Miriam sah ein, dass ihre Idee, sich an seiner Stelle abzuseilen, naiv gewesen war.

Der Höhlenmund war so eng, dass Leif die Arme über den Kopf heben musste, um mit seinen breiten Schultern durchzupassen. Er warf einen letzten Blick nach oben ins blendende Licht der Lampen und sah die schmale Silhouette der Lehrerin seines Sohnes. Funkelnd geisterte das Licht durch ihre dunkle Mähne und ließ sie an der Peripherie leuchten wie die Schale reifer Kastanien.

Dann schlug der Stein über ihm zusammen. So jedenfalls kam es ihm jedes Mal vor, wenn er unter die Oberfläche tauchte und die feuchte, dunkle und steinerne Unterwelt ihn aufnahm. Von draußen geisterte das Licht der Lampen im Gebüsch und im Steinrand des Einstiegslochs über ihm, das ihm bereits unerreichbar schien. Im Licht der Helmlampe sprangen ihn kantige Steine an. Bis zu diesem Augenblick hatte ihn der komplizierte Einstieg in den extrem engen Schacht ganz und gar in Anspruch genommen und seine untergründige Angst in Schach gehalten.

Leif atmete kontrolliert aus und spürte seine Fußspritzen gegen die Wand stoßen und den kalten Stein im Rücken. Er fasste ans herabhängende Seil und legte die andere Hand an den Abseiler, um die Blockade zu lösen. Zwei Meter weiter unten würde sich der Schacht deutlich verbreitern. Leif kannte zahllose Höhlen auf der ganzen Welt und auf der Schwäbischen Alb alle, die bekannt waren. Einige hatte er selbst erschlossen. Zuweilen hatte er dabei Fossilien gefunden, die in Fachkreisen Aufmerksamkeit erregt hatten. Aber es war drei Jahre her, dass er zuletzt eine Höhle befahren hatte.

Und genau an dieses letzte Mal durfte er auf keinen Fall denken.

Er lauschte seinem eigenen unsteten Atem. Inzwischen war der Schacht weit genug, dass er nach unten blicken konnte. Der Strahler auf seinem Helm irrlichterte über von Wasser und Kalk gerundetes Gestein, das wie glasiert wirkte. Aus einem kleinen Riss im Fels quollen wie Harz aus einem Baum versteinerte Tropfen. Die Mondscheinhöhle hatte eine Besonderheit, nämlich Perlsinter, kleine Tropfsteinkugeln, die an manchen Stellen die Schachtwände bedeckten wie Streusel einen Kuchen.

Eigentlich war der Schacht nicht tief, gerade mal acht Meter bis zum sogenannten Knick. Dort zweigte ein kleiner waagerechter Durchgang in den zweiten Schacht ab, der schließlich in einem Saal endete. Vom Knick ging es aber noch einmal drei Meter bis ins Tote Ende hinab, wo der Schacht sich in Spalten verlor. Eigentlich keine große Sache. Aber vor Leifs Augen verwandelte sich die Schachtröhre auf einmal in einen Schlund, der ihn einsog. Die Luft blieb ihm

weg. Die Hand am Seil, mit der er die Fallgeschwindigkeit kontrollierte, konnte die Tonnenlast, die an seinen Beinen zog, nicht mehr halten. Nur der Reflex eines versierten Höhlenfahrers rettete ihn, denn er ließ, statt sich festzuklammern, den Abseiler los und fiel in die automatische Blockade. Keuchend schloss er die Augen.

Wenigstens sah ihn niemand in diesem hilflosen Zustand. Nicht einmal Diana wusste, dass er seit seinem Unfall unter unbezwingbarer Klaustrophobie litt. Auch seine alten Höhlenkameraden hatten zunächst verstanden, dass er – knapp einer Querschnittslähmung entgangen – erst einmal nicht mehr an Höhlentouren dachte. Als ihre Anfragen drängender wurden, hatte er sich mit Knieproblemen rausgeredet. Wie hätte er seinen Kameraden, Vereinskollegen oder auch nur Polizeihauptmeister Rehle auch erklären sollen, dass sich bei ihm das Bewusstsein für die realen Gefahren, die in Höhlen drohten – Steinschlag, plötzlicher Wassereinbruch – in unbeherrschbare Todesangst verwandelt hatte? Ausgerechnet bei ihm, der nie Angst gehabt hatte, der als der kaltblütigste und zugleich umsichtigste Höhlenforscher gegolten hatte. Wie hätte er seinem neunjährigen Sohn erklären sollen, dass ihn schon der Anblick von Höhlenfotos in Panik versetzte? Von der Notrufliste der Rettungsleitstelle hatte er sich streichen lassen, im Höhlenverein war er nur noch als Kassenwart tätig. Nur hatte der Gedanke an Knieprobleme den Dienstleiter in Göppingen heute nicht davon abgehalten, ihn zu bitten, dass er mal nachsehen ging, ehe man den Engstinger Bereitschaftstrupp vom Ausflug zurückrief oder gar die gesamte Bergungsmaschinerie in Gang setzte. Leif war kein Gegenargument eingefallen. So kaputt konnte sein

Knie nicht sein, dass es nicht den Aufstieg im kurzen Schacht der Mondscheinhöhle bewältigte, wenn es um ein Menschenleben ging, um ein Kinderleben. Und für das andere Argument, seine Klaustrophobie, hätte der Dienstleiter noch weniger Verständnis gehabt. »Dann reiß dich halt zusammen!«

Leif biss die Zähne zusammen und konzentrierte sich darauf, wieder einen regelmäßigen Rhythmus in seinen Atem zu bekommen. Währenddessen begann das Funk-sprechgerät am Brustgurt zu husten.

»Leif!«, knarrte die Stimme von Heinz. »Siehst du schon was?«

»Nein«, antwortete er.

»Ich versteh dich nicht. Kannst du mich hören, Leif?«

»Ja.« Er zwang sich, lauter zu sprechen. Täuschte er sich, oder hörte er da auf einmal ein Wimmern aus der Tiefe unter sich, ein gepresstes Ächzen?

»Heiko!«, rief er, ohne in den Schlund hinabzublicken. »Ich höre etwas«, meldete er nach oben.

Er konzentrierte sich auf seine Handgriffe, aufs Seil, und versuchte, die Umgebung nicht wahrzunehmen. Er war ja gesichert, sagte er sich. Das Seil hielt sein Gewicht locker aus. Auch das des Ungeheuers, das an seinen Füßen zog. Und dieses Ungeheuer da unten war auch kein Ungeheuer, sondern ein Kind, das ihn dringend brauchte. Es hatte geklungen, als klammere es sich mit letzter Kraft irgendwo fest.

Doch allein der Gedanke, dass er zu spät kommen oder das Kind unerreichbar in einer der engen Spalten des Toten Schachts stecken könnte, jagte neue namenlose Panik

in ihm hoch. Plötzlich drehte sich alles. Die schillernden Sintermuster schlugen Blasen. Er bekam einen Schlag gegen die Schulter und einen zweiten gegen den Oberarm. Aus seinem Hinterkopf kämpfte sich die Erkenntnis bis ins Bewusstsein vor, dass er in unkontrolliertes Pendeln geraten war. Wenn er sich dabei Arm oder Schulter brach, war er selbst ein Fall für die Höhlenrettung. »Nicht bewegen!«, ermahnte er sich. »Augen zu und ausatmen.« Als er erneut gegen die Schachtwand prallte, bekam er einen Felsvorsprung zu fassen. Die Höhle stellte sich wieder auf die Füße, er gewann das Gefühl für oben und unten zurück. Aber es half alles nichts. Er musste sich eingestehen: »Es geht nicht.«

»Was sagst du, Leif?«, bellte das Funksprechgerät. »Ich versteh dich so schlecht. Alles okay? Antworte, Leif!«

Er hätte gern, aber er konnte nicht. Wie durch Watte hindurch hörte er, dass sich eine zweite Stimme des Funksprechgeräts bemächtigte.

»Herr Grote! ... Leif, hören Sie mich? Ich bin's, Miriam Kerner.«

Miriam ... Der Name nistete sich in seinem klopfenden Herzen ein.

»Leif, hören Sie mir zu! Passen Sie auf! Zählen Sie von hundert an rückwärts. Haben Sie mich verstanden?«

Er verstand gar nichts.

»Zählen Sie! Los, fangen Sie an! Hundert ... neunundneunzig ... achtundneunzig ... Zählen Sie!«

Leif ächzte und fand seine Stimme wieder. »Hören Sie auf mit diesem Unsinn!« Der Schreck, dass Heinz mithörte, schlug eine Bresche in seine Panik. »Ich ... ich bin okay. Ich

hatte ... nur ein paar Probleme mit dem ... mit dem Abseiler.«

»Wie tief sind Sie?«

Leif blickte hinauf zum sternenkleinen Höhlenmund, in dessen ausgefransten Rändern sich das Licht der Lampen draußen verfang. »Etwa fünf Meter.«

»Und wie weit müssen Sie noch?«

»Noch drei Meter bis zum Knick.«

»Und dann?«

»Da gabelt sich der Schacht in eine horizontale Engstelle und ins Tote Ende. Ich glaube, dass Heiko im Toten Ende steckt.«

»Haben Sie die Probleme mit dem Abseiler behoben, oder sollen wir Sie hochziehen?«

Das Funksprechgerät verzerrte zwar Miriams Stimme, aber es konnte ihre Klarheit, die Leif schon auf seinem Hof aufgefallen war, nicht völlig zerstören. Es kam ihm vor, als habe sie ein Rettungsseil kühler Vernunft zu ihm herabgelassen, an das er sich klammern konnte.

»Nein«, sagte er. »Es ... es geht wieder. Ich glaube, ich kann die Abfahrt fortsetzen.«

»Was sehen Sie?«

»Wunderschönen Perlsinter.«

Er hörte Miriam im Apparat auf seiner Brust lachen, umfasste erneut den Abseiler und löste die Blockade. Wie ein Anfänger bei der ersten Trockenübung im Steinbruch konzentrierte er sich auf die Handgriffe. Die Stimme im Funksprechgerät ließ ihm keine Zeit, sich erneut in Panik einzupendeln. Sie forderte ununterbrochen Antworten von ihm.

»Wo sind Sie jetzt?«

»Ich bin am Knick.«

»Sehen Sie Heiko schon?«

Leif klinkte das Seil mit einem Karabiner in einen Haken am Einstieg zur horizontalen Engstelle, den andere Höhlenfahrer dort einzementiert hatten, und blickte in den Schacht des Toten Endes hinab, der sich wie eine steile Rutsche in den Stein bohrte.

»Ich sehe ihn! Ich sehe Heiko. Er hängt auf einem kleinen Vorsprung, etwa anderthalb Meter tief. Ich glaube ... ja, er schaut mich an. Er lebt!«

»Kommen Sie an ihn ran?«

Sie stellte genau die richtigen Fragen. Das half ihm, sein Grauen zu überwinden und in den Schlund zu schauen. Er konnte nicht erkennen, ob der Junge sich festhielt oder auf einer kleinen Abflachung auflag. Wenn er aber losließ oder aus irgendeinem Grund abrutschte, dann würde der schmale Junge für immer in einer der engen Spalten verschwinden, unerreichbar für einen erwachsenen Mann.

»Antworten Sie, Leif! Kommen Sie an ihn ran?«

»Ja«, knurrte er, hakte ein zweites, kürzeres Seil in den Karabiner am Haken und ließ sich zeitlupenlangsam mit dem Knie auf dem schmalen Knick im Schacht nieder.

»Was haben Sie vor?«

»Ich werde versuchen, mich neben ihn hinabzulassen. Der Schacht ist wie eine Rutschbahn. Außerdem fällt er schräg zu Heiko hin ab. Ich darf ... ich darf nicht seitwärts abrutschen.« Panik wollte ihn übermannen, aber er zwang sich weiterzusprechen. »Sonst würde ich ihn in die Tiefe stoßen.«

»Können Sie ihn nicht erst mit einem Seil sichern?«

Im Licht seiner Helmlampe sah er die weit aufgerissenen hellen Augen des Jungen.

»Ich glaube nicht. Er kann nicht nach einem Seil greifen. Er scheint sich festzuhalten.«

Leif ließ sich Zentimeter für Zentimeter über den Absatz des Knicks in die steile Rutsche gleiten. »Nicht bewegen, Heiko! Warte ab, bis ich bei dir bin. Beweg dich nicht, hörst du? Du musst absolut still liegen bleiben. Hab keine Angst. Ich bin gleich bei dir.«

Er gab sich zentimeterweise Leine und hoffte inständig, dass es ihn beim Stoppen nicht seitwärts verriss.

»Nicht rühren, Heiko! Halt dich weiter fest. Beweg dich nicht. Auch wenn ich jetzt die Hand nach dir ausstrecke. Sag nichts und tu gar nichts!«

Leif schlang das lose Ende des Seils um den Abseiler, um ihn bombensicher zu blockieren, und überprüfte, ob sein Handschuh auch fest genug saß, damit er ihm nicht von der Hand rutschte. Dann verankerte er die linke Hand in einem Spalt im Fels und begann, die rechte Hand nach unten auszustrecken. Er hatte den Abstand so abzuschätzen versucht, dass er den Jungen gerade eben so erreichen würde und ihm noch genug Spielraum blieb, ihn einhändig und mit der Kraft seiner Arme hochzuziehen.

»Nicht bewegen«, mahnte er wiederum mit ruhiger Stimme. »Warte, bis ich dich habe und dir sage, dass du loslassen kannst. Warte, bis ich es dir sage!«

Leif streckte sich bis zum Äußersten und griff ohne Hast nach dem Handgelenk des Jungen. »Heiko, warte, bis ich dich wirklich habe ... Ich ... ich hab dich. Jetzt habe ich dich.«

Heiko wimmerte.

»Ich habe ihn«, meldete Leif ins Funksprechgerät.

»Wir haben es gehört«, antwortete Miriam. »Gott sei Dank.«

»Aber er hängt fest«, stellte Leif in diesem Moment fest. »Ich kann ihn nicht hochziehen. Seine Hose oder ein Schuh könnte sich verhakt haben.«

»Heiko! Heiko!«, schrie eine weitere Stimme aus dem Funkgerät. »Ich bin es, deine Mama. Ich bin da. Hab keine Angst! Geht es dir gut?«

»Mama!«, rief der Junge auf einmal. »Mama!«

Leif nutzte den Moment, als Leben in den verkrampften und unterkühlten Jungen kam, um ihn mit einem brutalen Ruck vom Felsvorsprung zu reißen. Irgendein Kleidungsstück riss, und Leif konnte ihn an sich ziehen, mit der zweiten Hand zufassen und eine Longe um ihn schlingen.

»Ich habe ihn«, meldete er.

»Sehr gut!«, antwortete Miriam. »Inzwischen sind hier oben Sanitäter mit einem Krankenwagen eingetroffen. Was tun Sie jetzt?«

»Ich baue einen Behelfssitzgurt und sichere ihn über mir im Seil. Dann kommen wir hoch.«

Die Routine des Höhlenretters bestimmte nun sein ganzes Denken. Jeder Handgriff musste sitzen. Da der Junge unterkühlt war, durfte er so wenig wie möglich bewegt werden. Um mögliche Verletzungen kümmerte Leif sich nicht. Heiko spürte momentan ohnehin nicht viel, und dem äußeren Anschein nach hatte er sich schlimmstenfalls ein Bein gebrochen. Leif baute ihn vor sich in sein Geschirr ein, hängte ihn in den Abseiler und baute seine Bruststeig-

klemme ins Seil ein. Mit einem Erwachsenen wäre es in dem engen Schacht fast unmöglich gewesen aufzusteigen, zumal mit dem doppelten Gewicht, das er beim Aufstieg am Seil mit der Kraft seiner Arme und Beine zu heben gehabt hätte. Aber mit dem Jungen ging es.

»Wir kommen jetzt«, meldete Leif in den Funkapparat. Er staunte selbst über seine vollkommene innere Ruhe.